



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 37.

Montag, den 6. September 1915.

Erscheint jeden Montag.

Die Nacht des Marquis.

Novelle von Guido Krutzyer.

(Nachdruck verboten.)

Er war ein Kanaker — der kleine Marquis Honoré de Gressard, der seit etwa drei Jahren als Militärattaché bei diplomatischen Vertretungen seines Vaterlandes in Berlin angehört. Liebenswürdig, geistvoll, weltgewandt, aber der verschlossenen Mensch, sobald das Gespräch auf das Thema „Frau“ kam. Dann hatte er solch fatale Art, die Augenbrauen hochzuziehen und schattenhaft zu lächeln, daß man regelmäßig aus dem Konzept gebracht wurde.

Das war ganz lustig. Ich mußte oft darüber nachdenken. Aber ich fragte ihn nicht; bis er mir eines Abends selbst die Lösung gab. Nach einem Wohltätigkeitsfest im Garten des Auswärtigen Amtes, an dem wir beide teilnahmen, tranken wir in der Bar vorm Schlafengehen noch den süßlichen Sherry-Cobler.

Und da ... zwischens Gitarregalimier und Frauenlachen ... erzählte er mir diese Geschichte:

Ich war erst wenige Monate in Berlin und besaß in der Hardenbergstraße eine sehr hübsche Wohnung. Eines Nachts — es mochte gegen zwei Uhr sein — erwachte ich plötzlich. Mein armer Kammerdiener, den ich schon durch halb Europa mitgeschleppt hatte, stand am Bett. Der Leuchter in seiner Hand zitterte; er war ganz bleich vor Gregung; oder vielleicht schien es mir in der ersten Schlaftrunkenheit auch nur so. Jedenfalls war ich über die Störung recht ungestalt.

„Was ist denn, George? Weshalb geistest du noch herum?“

„Ich habe bereits geschlafen, Herr Marquis; aber vor wenigen Minuten klingelte es“, erwiderte der Diener. Diese sehr einfache Erklärung befähigte mich sofort.

„Ah, so — ein Telegramm; gib her.“

„Versetzung, Herr Marquis, kein Telegramm, sondern eine Dame, die den Hausherrn unbedingt sofort sprechen müsse!“

In demselben Moment sah ich aufsteht im Bett und starrte den braven Mann verblüfft an. Ich hatte noch nicht verstanden.

„Wird ich sprechen? Jetzt — in tiefer Nacht?“

„Sehr wohl, Herr Marquis.“

„Hat sie wenigstens einen Namen genannt oder ihre Karte hereingegeben?“

„Nein, Herr Marquis; es handelte sich um eine sehr wichtige private Angelegenheit!“

Die Affäre begann mich zu interessieren. Ich bestellte schon seit meiner Kindheit ein gewisses Faible für abnorme Situationen. Und so sagte ich kurz entschlossen: — „Wiso laß die Dame eintreten.“

„Ich habe sie bereits in den Salon gebeten und dort Licht gemacht.“

„Gut; ich stehe in einer Viertelstunde zur Verfügung.“

Ich muß Ihnen aber gestehen, lieber Freund, daß ich mich noch selten in gleicher Eile angezogen habe; und es waren kaum zehn Minuten verstrichen, als ich den Salon betrat.

Sie stand neben einem Stuhl. Sie mochte die Mitte der Zwanzig erreicht haben, sie war groß, schlank, lichtblond, dunkel gekleidet, die ganze Erscheinung umwittert von dem berühmten „Hauch der großen Welt“, ein breitschultriges Federhut überstülzte das dunklere Gesicht. Und dieses Gesicht ... der kleine Honoré de Gressard zog grünelnd die Brauen zusammen ... wissen Sie, ich war in Paris und Petersburg, in Rom und Madrid, in Kopenhagen und Bukarest — nie aber hatte ich eine derart überwältigende blendende Schönheit gesehen. Nie solch wundervoll gartes Duale des Gesichts, nie die Keimzeit solcher Züge, nie das tiefe Feuer solcher Augen. Nie aber auch solch mühsam gebändigtes grauenhaftes Entsetzen.

Ich war fasziniert; ich vermochte im ersten Moment kein Wort zu sprechen; ich verneigte mich nur schweigend.

Sie aber trat so dicht zu mir heran, daß wir nur noch auf Armeslänge getrennt waren. Ihr Atem floß; die Spitzen ihres schwarzen Seidenmantels hoben und senkten sich rüchlich. Und eigentlich sprach sie nicht, sondern warf mir zerklebe, zerrissene Worte herüber.

„Herr Marquis, ich erlaube erst jetzt von Ihrem Kammerdiener, wen ich zu ungehörigster Zeit beehle. Das ist für mich doppelt peinlich.“

„Ich bitte, das nicht zu bedauern, Gnädigste. Ich betrachtete es als einen Vorzug, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Doch ich vor allem denken, was zu nehmen?“

Wir lekten uns; der Tisch stand zwischen uns. Wohl eine Minute war Schweigen; ich hörte nur die jagenden Atemzüge meines Haues.

Sie schämte sich nicht zu küssen; sie hielt die Hände im Schoß verkrampft und sah zu Boden. Nichts aber sprach sie den Kopf; ihre Augen waren groß und starr. Sie sprach ohne jeden Lebergang, ohne jede Einleitung. Und wieder diese mir untaipvolle Art.

„Mein Herr, ich bin seit anderthalb Jahren verheiratet. Familienröme zwingen mich, einen Mann zu wählen, den ich vom ersten Tage der Bekanntschaft an hasste und verabscheute. Ich ging mit zunehmendem Jahren in diese Ehe; sie wurde mir ein Martyrium, eine Qual, eine Kette ungeheurer Demütigungen. Trotzdem ertrag ich alles, solange meine Kräfte irgendwie ausreichten.“

„Mein Herr, Sie wissen, wenn Sie bis dahin im Elternhause nur Liebe und zärtliche Rücksicht kennen gelernt hatte. Das ist, als ob Sie einen jungen Vogel aus dem Nest reißten und in einen wüsten Steinbruch schleudern.“

„Ich kann das verstehen, gnädige Frau.“

Sie schien meinen Einwurf nicht zu hören; sie sah in räuberischen Sinnen verfunken. Dann schrak sie sich wieder zusammen.

„Nunte nacht kam mein Gatte nach Haus — er war nicht müde. Er brang in mein Schlafzimmer ein und wollte sich mir nähern. Ich wehrte ihn ab; ich war nicht mehr fähig, seine Berührung zu ertragen. Da brach seine Brutalität durch und er schlug mich — oh — er — schlug — mich!“ „Gnädige Frau!“

„Nunte das schöne Gesicht aber tiefen lobende Flammen. Sie sah mich nicht; sie hatte sich weit vorgebeugt. Klüternnd, flatternd, irrtündernd kamen die Worte zu mir herüber.“

„In meinem Ankleidezimmer fand ich vorläufigen Schutz. Er wollte mit aus dem Zimmer folgen, aber ich hatte mich eingekerkert. Von draußen hörte ich seine furchtlichen Verwünschungen, daß ich es wachte, mich ihm zu widersetzen. Ich hätte laut aufschreien mögen vor Angst; ich zog in fliegender Hast an, was ich gerade zur Hand hatte; ich dachte nicht an meinen Schmutz, nicht an Geld ... nur fort — fort! (Ich verließ unsere Wohnung durch die Hintertreppe. Doch die Tür schlug laut ins Schloß; und ich wußte, daß er es gehört hatte, daß er mich verfolgen würde.“

„Ich hegte die Straßen entlang; ich begegnete keinem Menschen, keinem Wagen; ich lief in blindem Entsetzen nur immer vorwärts; ich glaubte diesen Moment den Schritt meines Mannes hinter mir zu hören. Vor diesem Hause blieb ich einen Moment stehen, weil meine Kräfte versagten. Da sah ich die Tür nur angelehnt; irgend jemand mußte wohl vergessen haben, sie zu schließen.“

„Das schien mir wie eine Gabe des Himmels. Ich stürzte die Treppen hinauf; klingelte an der ersten Wohnungstür ... hier ...“

Sie legte das Gesicht in die Hände; ihre zarten Schultern zuckten wie vor unterdrücktem Weinen.

„Ich hatte mich längst meinen Entschluß gefaßt, dessen Kühnheit ich nicht weiter beunruhigte, da meine Wöste — wie ich unumwunden zugesteh — ziemlich egoistischer Natur waren.“

„Ich ging in mein Arbeitszimmer, trat auf den Balkon hinaus; rechts und links die breite Promenade totem; kein Mensch! Er mußte also ihre Spur verloren haben. Diese Feststellung machte mich glücklich; nun konnte ich handeln. Ich betrat in den Salon zurück.“

„Gnädigste Frau!“ — Sie ließ die Hände wieder sinken und hob das grammoll müde Gesicht.

„Ich habe Ihnen für den Beweis Ihres Vertrauens von ganzem Herzen zu danken. Gehten Sie mir, auf banale Trostworte zu verzichten und dafür noch eine einzige Frage an Sie zu richten: Weshalb Sie verwardtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen in Berlin?“

Sie schüttelte mühslos den Kopf.

„Meine Angehörigen wohnen im Rheinland; und hier kenne ich noch keinen Menschen, da wir fast die ganze Zeit unserer Ehe auf Reisen waren und erst vor wenigen Tagen anlangten.“

Lieber Freund, wenn es im Leben Zufälle gibt, dann gehörte dieser ganz entschieden zu der erträglichsten Spezies. Und so sagte ich:

„Sie werden mir erlauben, Gnädigste, Sie als meinen Gast zu betrachten und Ihnen die beiden Fremdenzimmer meiner Wohnung zur Verfügung zu stellen. Bereits morgen sollen Sie derart verwillkommen werden, daß Sie keine Ihrer gewohnten Besorglichkeiten vernachlässigen. Für die ersten zwei bis drei Wochen muß es genügen. Ich hoffe, diese Zeit wird Ihnen zu innerlicher Ruhe und neuem Lebensmut verhelfen. Danach wollen wir die erforderlichen Schritte gemeinsam erwägen.“

Sie hatte sich höflich erhoben und starrte mich mit ungläubigen Augen an. „Herr Marquis!“ kammelte sie verwirrt.

„Ich lächelte ihr ermutigend zu.“

„Den Tag über pflegte ich sehr wenig zu Hause zu sein; und selbstverständlich behielten Sie während dieser Zeit freies Verfügungsrecht über sämtliche Räume meiner Wohnung.“

„Mit dem letzten Worten hatte ich sie überwunden. Es war wie Räuberblut in den dunklen Augen auf. Sie streckte mir die Hand entgegen.“

„Wie schwer belassen Sie mich mit Schuld, Herr Marquis; und wie soll ich Ihnen für so viel ritterliches Eintreten danken?“

„Ich verabschiedete nicht, die wundervoll gepflegte kleine Kinderhand andächtig an meine Lippen zu ziehen.“

„Gewinnen Sie die Überzeugung, daß Ihre Erfahrungen in Hinblick auf unser Geschlecht sehr einseitig sind; das ist dann mein schönster Dank!“ ... entgegnete ich und kam mir entschlossen geistvoll vor. Eine Viertelstunde später war über meiner Wohnung wieder Nacht und Dunkel.

„Was ist das ... nur ich nicht. Ich dachte an eine Frau. Eine Frau mit lichtblondem Haar und tiefen, zuckenden Augen.“

Wohl minutenlang sah der kleine Honoré de Gressard schweigend an lächelte in sich geteilt, was seinem glatterten Gemütszustand einen fast jargonischen Zug gab. Dann warf er den Kopf herum. „Lieber Freund, was ich Ihnen gesteh, wird Sie vielleicht überraschen, der Sie mich durch drei Jahre kennen. Aber schütteln Sie nicht ungläubig den Kopf; ich spreche mit klarem, kühlem Verstande und nicht mit der retropektiven Zärtlichkeit einer Erinnerung: — ich liebte diese Frau! Ich liebte überhaupt zum erstenmal! Und wenn dieses Geständnis Sie erlaunt, dann bedenken Sie eins: in all den Jahren ruhelosen Zigeunerlebens, zu dem unser Beruf uns zwingt, hätte ich viel zu viele Frauen kennen gelernt, um von dem Gedanken an eine einzige Frau ausgeflit zu sein.“

Das geschah erst jetzt — in den nächsten beiden Wochen. Bis dahin hatte ich es in der Gewohnheit gehabt, meine Nachmittage im Kaiserhof oder Eplanade, meine Abende im Theater zu verbringen. Jetzt verlor das alles hinter mich, als wäre es nie gewesen; jetzt besch ich plötzlich mitten in dieser wildstrebenden Stadt einen Rückhalt — ein entzündendes, wunderbares Heim.

Die Nachmittage in der halbdunklen Kaminee, die Abende am Teetisch, wenn das weiche Licht der Ständerlampe hübsche Funken in dem fahlabunden Haar lebendig machte ... jede freie Stunde mußte ich an der Seite dieser einen einzigen Frau zubringen. Ich hatte keinen anderen Gedanken, als nur sie — nur sie; ich detete ihre hinreißende Schönheit an; ich bewunderte in ihren Geist, ihre vornehme Zurückhaltung, ihre tiefe Schmerzhaft, die mühselose Eleganz ihrer Konversation. Ich war wie im Fieber, wie in hypn notischem Bann.

Und in einer jener schlaflosen Nächte, die ich damals überreich kennen lernte, jagte ich den Entschluß zur Heirat. Ich wußte ja längst, es gab sonst nichts, um Ruhe und Frieden wieder zu erlangen. Das aber war dann die innere Erlösung, das erste befreite Atempol, das Zurückfinden zur altgewohnten Selbstsicherheit.

Am nächsten Morgen sprach ich ihr davon; sozusagen bis auf den innersten Menschen zog ich mich vor dieser Frau aus, deren Namen ich nicht kannte und von der ich nur wußte, daß sie sich verpözt und zersäuerbt und sinnlos toll gemacht hatte.

Sie mußte nach ihren Andeutungen aus vornehmer Familie sein; aber diese Erwägungen besaßen keinen bestimmenden Einfluß. Ich war sekundär unabhängig; ich brauchte keinerlei Rücksicht zu nehmen; ich besaß ein Hotel in Paris, ein Schloß in der Provence; ich wäre erforderlichfalls sogar bereit gewesen, meinen Dienst zu quittieren. Die gerichtliche Trennung ihrer Ehe wollte ich einleiten, mit Hilfe eines allerersten Anwalts durchzuführen. Und dann ...

Sie schien nicht im geringsten überrascht. Vielleicht hatte sie schon alles gehört und auf diese Stunde gewartet. Sie hielt den Kopf gefenkt und hörte stumm zu. Erst, als ich schwieg, hob sie das Gesicht und lächelte etwas und reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen, Marquis. Morgen, wenn Sie aus dem Dienst kommen, sollen Sie meine Antwort erhalten.“

Die Stimme war gelassen und die Hand war eifrig kalt ...

Wie hat die Berliner französisch Botschaft einen derart zerstreuten, erregten Attache beiseite wie mich am folgenden Tage. Wie ein Schwamm am letzten Tage vor den Ferien zog ich alle halbe Stunde die Uhr zu Rate. Und bereits um drei bestand ich mich wieder in meiner Wohnung.

Mein Kammerdiener, der mir öffnete, hatte ein seltsam verlegenes Gesicht; doch achtete ich im ersten Moment nicht darauf.

„Sind die Ordribeuen pünktlich um zwölf, wie immer, abgeliefert worden?“

„Sehr wohl, Herr Marquis, aber ...“

Nun wurde ich doch aufmerksamer.

„Was hast du denn, George?“

„Die gnädige Frau hat die Ordribeuen nicht mehr erhalten.“

„Nicht mehr ...“ — Ich stand wie vom Donner gerührt; ich fühlte, wie die Farbe mehlste. — „Fort?“

„Und Sie hat nichts hinterlassen?“

„Nichts, Herr Marquis.“

Ich begriff das nicht, ich hätte den Alten vor Verwirrung lung ins Gesicht schlagen mögen; ich durchforstete sämtliche Räume; ich rief alle Schränke heraus, öffnete alle Kästen, alle Eius; ich suchte nach einem Briefe, einer Nachricht ... aber ich fand nichts; keine Zeile, kein Wort.

Sie war nicht mehr in meinem Leben; sie war wie ausa gelöst, tot.

So ist es bis heute geblieben ...“

Schweigen

„Und Sie haben keine Erklärung für das räthselhafte Fehlen dieser Briefe?“ fragte ich gepannt.

„Doch!“ erwiderte er nach einer Weile gleichmütig. „Zwei Tage später verließ ich von der Pflanze einer tiefen Bank, auf der ich einen Teil meines Vermögens deponiert hatte, den Avis, daß auf einen von mir ausgefüllten Scheck der Betrag von 65 000 Mark gezahlt sei. Das Datum ergab den gleichen Tag, an dem die „unglückliche junge Frau“ unumwollt häufig meine Wohnung verlassen hatte. Auch die Verlonenschaftsübertragung, die der Bankaffärer mir später gab, stimmte bis ins Detail.“

„Donnerwetter! Ja — gestatten Sie ...“

Ich wäre vor Ueberraschung ausgeprungen, hätte mich der kleine Attache nicht noch rechtzeitig zurückgehalten.

Verstehen Sie denn wirklich nicht? Das alles war doch ein sorgfältig vorbereiteter, raffiniert durchdachter Trick von dem nächsten Besuch und der Lebensangst angefangen bis zu ... bis zu meinem Heiratsantrag. Der Trick war teils Kombination, teils Kenntnis der näheren Verhältnisse, die sich die Frau auf irgend eine Weise verschafft hatte, die mich nicht mehr, wenn man Verfügungsrecht über sämtliche Räume einer Wohnung besitzt und sich auf eine ... problematische Grenzlinie eingehandelt hat, dann ist es später doch nur am Kinderbettel, einen Schreibtisch zu öffnen, ein Formular aus dem Schrank zu reißen und eine Unterschrift zu fällen; namentlich wenn man zwei Wochen Zeit hat, sich diese letztere einzubringen.

„Und Sie war wirklich so schön?“
„Schöner, als Ihre ausnehmende Phantasie reicht. Sie hätte es vielleicht gar nicht nötig gehabt, auf solchen Schleimwegen ... er brach ab, er machte eine Bewegung, als würde er etwas fort.“

„Haben Sie denn die Sache nicht der Polizei übergeben?“
„Nein.“

„Aber jetzt endlich, Marquis — die Frau galt Ihnen tatsächlich so viel?“

„Ich sage Ihnen doch ... es war die einzige Frau, um die ich sogar meine Karriere aufgeben hätte wollen.“
„Und wenn Sie Ihnen unermüdet nun noch mal wieder begegnet?“

„Darauf jedoch entgegnete der famole kleine Honoré de Gressard nichts mehr. Er sah zusammengekauert in seinem Korsett, lächelte stotternd und sog langsam den Sherry-Cobler durch den Strohhalm.“

Frau Lisbeths Prinzipien.

Von Martin Feuchtwanger.

(Nachdruck verboten.)

„Bringen Sie mir den großen Hut, Anna, mit dem weißen Reiter!“ Frau Lisbeths Stimme hallte scharf und tanzig durch die ganze Wohnung und die Laune der Dienstmädchen kam um gut einen Grad.

Frau Lisbeth legte sich an jeden Finger ihrer Hände einen Ring. Sie legte das Armband an dessen Mittelbrilliant unter Büdnern 4000 Mark wert war, wie sie ihren Freundinnen verkündete. Er hatte in der Tat 1200 Mark gekostet. Mit Liebe betrachtete sie ihren schlanken Lackstiefel und das feine Seidengewebe über den Knöcheln, soviel fuhr ihr Zeitgefühl über die Handhaberei ihres Kleides. Sie sah in den Spiegel und war entzückt. Frau Ellen würde plätschen!

Sie trippelte grazios die Treppe hinab und mußte schon wieder an ihren Mann, den Barbaren, denken. Dabei blüdete sich eine Farnestafel auf der schönen gewölbten Stirn und die Mundwinkel senkten sich hochmütig abwärts. Frau Lisbeth war maßlos. Mit so fester Bestimmtheit hatte heute früh ihr Mann erklärt, daß er einfach nicht mitanben sei, die kostspieligen Ansprüche seiner Frau zu befriedigen, daß Frau Lisbeth in Tränen ausgebrochen war. Und da ihren Mann — Barbar war wirklich eine zu gelinde Bezeichnung — nicht einmal das tränenüberströmte Gesicht seiner Frau gerührt — und sie sah doch so hübsch aus, wenn sie weinte! — so hatte sie ihre Zärtlichkeit gedehnt und erklärt, das hätte er ihr früher schon gemerkt, sie sei an Luxus gewöhnt und ihr erstes Prinzip sei, großes Gewicht auf die Kleidung zu legen; könne sie das nicht, dann treue sie das ganze Leben nicht mehr. Walter war im Streit ins Bureau gegangen und hatte auch den ganzen Mittag mit ihr kein Wort gewechselt! Walter sollte doch nicht so viel in den Klub gehen und nicht so teure Zigarren rauchen! Nein, Walter täuschte sich, wenn er glaubte, sie würde in Zukunft wie eine arme Frau herumlaufen. Erschlickt in der Kleidung, das war ihr Prinzip und davon ging sie nicht ab.

Sie befiel ein Auto und fuhr, beaglich in die Kissen geküßt, durch die Straßen, zu dem „Five o'clock tea“ ihrer Freundin. Vor einem Juwelergeschäft ließ sie halten, da ihr ein großer Ring vom Wagen aus aufgefallen war. Sie sah im Schaufenster einen Anhänger, der sie begeisterte. Drei Brillanten und zwei Perlen, einfach entzückend! Frau Lisbeths Augen nahmen einen schwärmerischen Glanz an. Ach, Schmuck, Schmuck! Gab es denn etwas Schöneres als Perlen und Diamanten! Wenn sie sich wieder ausgeblüht hätte mit ihrem Mann, mußte er ihre Freundin schon fragen, wie das die Gesellschaft vollständig zusammenbrach, was die letzte. Das reute sie. Das Stubenmädchen warf einen wunderbaren Blick auf die elegante junge Frau und Frau Lisbeth sah beglückt in den Spiegel.

Die Herren drängten sich um Frau Lisbeth und die treuesten Ehemänner gaben sich Mühe, mit ihr zu kokettieren. Von den Damen sprach keine mit Frau Lisbeth von ihrer neuen Toilette und die kleine Frau sah auf den Vätern ihrer Freundinnen, während sie sich verbindlich lächelnd mit ihr unterhielt, Reich und Mut. Sie triumphierte. Was war das Leben doch so schön!

Im Mittelpunkt der Gesellschaft stand ein junger Gelehrter, der eben von einer großen Expedition aus einem völlig unzuliefernden Lande zurückgekommen war und eine Professur an der Berliner Universität angetragen erhalten hatte. Er sprach sehr wenig und mit gelbemttem Blick. Frau Lisbeth geriet bei Gelehrte ausgedehnt, aber er befürmerte sich nicht um sie. Sie sah ihn mit träumerischen, lächelnden Augen an; er domozerte es nicht. Als die Rede auf die moderne Frau kam, wurde er lebhafter. Das war ein günstiger Augenblick, den Geist leuchten zu lassen, und Frau Lisbeth verlor sich in Eifer. „Wozu all die Tugenden der modernen Frau. Ihre sorgfältig manövierte und sorgsamste Hand lag verführerisch auf der Kehle des Klubselbes.“

Der Forscher lächelte leise und meinte: „Moderne Frau oder nicht moderne Frau, ich denn der Unterschied so groß? Die Frau soll in erster Linie häuslich, weißlich, anheimelnd und einfach sein. Das sind ihre Hauptvorzüge.“ Frau Lisbeth ließ die Hand von der Kehle sinken. „Die Grazie“, fuhr der Gelehrte fort, „ist Voraussetzung. Die Grazie darf aber nicht durch teure Kleider und hochschweifigen Schmuck erreicht werden, sie muß von Natur aus da sein. Meinem Sie nicht auch, gnädige Frau?“ Er wandte sich an Frau Lisbeth.

Frau Lisbeth war begeistert von dem weichen Tonfall in der Stimme des jungen Gelehrten. Zwanzig Damen schenken ihm herum und lauschten seinen Worten und sie, gerade sie sprach er an. Er sprach sehr energiegelassen Stimmen durch weiche und still, als sie mit langsam Augenauflschlag entgegnete: „Sie sprechen mit aus der Seele, Herr Professor! Auch mit ist nichts verkehrter als übertriebener Luxus und Verschwendung. In Gesellschaft laufen, von einem Konzert ins andere, von einer Schneidern zu anderen. Sie glauben

nicht, Herr Professor, wie abhässlich ich das finde. Ich sprach erst heute mitlag mit meinem Mann darüber, daß die richtigen können, verhalten, von der Gesellschaft konfrontiert zu werden.“ Der junge Gelehrte war angenehm überrascht. Er änderte seine Stellung im Sessel, legte sich interessiert nach vorne und gab seiner Ansicht über die Frauenfrage lebhaft Ausdruck, indem er seine Worte ausschließlich an Frau Lisbeth richtete. Mit Weid beträderten die Freundinnen die beiden, eine nach der anderen entfernte sich. Nach wenigen Minuten lagen der Gelehrte und Frau Lisbeth allein. Der schöne Frau wurde das Herz weich, als sie dem Professor ihre Ansichten über die Einigkeit der Frau vortragen durfte. Ach, wie sie die Püchtheit der Frauen haßte und wie ungern sie auch nur den feinsten Schmuck anlegte! Und dankbar sah sie der Professor an. —

Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen fuhr sie nach Hause. Was war das Leben doch so schön! Wie hatten sich die Freundinnen geigert über ihre Schönheit und über das Interesse, das ihr der Professor entgegengebracht hatte! Mit wem hätte sich der gelehrte Mann denn sonst unterhalten sollen als mit ihr? Sie allein von allen war nicht aberwitzig. Wie ihr konnte sich ein gelehrter Mann unterhalten. Sie nahm sich fest vor, nächste Woche einmal in eine Klaffsternvorstellung zu gehen, „Maria Stuart“ oder so was ... Der Professor war doch ein anderer Mann als Walter; der sah sofort, wo Tische zu Hause war und wo nur Oberflächlichkeit ...

Sie ließ das Auto vor dem Modehaus Braun & Co. halten und besorgte sich eine Karte für die Wobenshausen, die morgen stattfinden sollte. Dann fuhr sie bei dem Juwelier vor und fragte nach dem Preise des Anhängers. Er war zwar sehr teuer, aber sie mußte es, sie würde ihren Mann schon überreden.

Walter war schon zu Hause. Er war glänzend aufgeleitet. Er hatte gute Aussichten für die Zukunft und ergäbte seiner kleinen Frau davon. Und Frau Lisbeth meinte im Laufe des Gesprächs: „Weißt du, die ewigen Operetten und Neuen waschen mir wirklich zum Halse heraus. Nächste Woche gehe ich einmal in eine Klaffsternvorstellung. Auch die ersten Gesellschaften, „Five o'clock teas“, „Suppers“ usw. habe ich schon recht satt. Ueberhaupt, weißt du, ich würde ich für das einfache Zurückgehen.“ Walter sah seiner klugen Frau bewundernd in die Augen.

Als Frau Lisbeth nächste Woche ins Theater zur neuesten Neuze fuhr, da schmückte ihren weißen Hals der neue kostbare Anhänger mit den drei Brillanten und den zwei Perlen.

Landhunger.

V. von Bülow.

(Nachdruck verboten.)

Gewalt von Kleist hat es einmal ausgesprochen als seinen großen Wunsch: „Laßt uns nach Litztau gehen und ideo Güter bestellen.“ Der Dichter, dessen Geburtstag sich nur kurzem zum 200. Male jährte, war ein echt deutscher Mann, und dieser Wunsch war darum auch fernbedeutend. Das zeigt sich wieder in diesen Tagen ganz besonders. Was ist es schließlich, weshalb sich in der Regierungsmacht, trotz allem Burgfrieden, trotz aller Regierungsmacht, nichts über die Friedensziele zu legen, Rechts und Links in die Haare gerieten? Es ist die alte deutsche Sehnsucht nach der Scholle, das Gefühl der Sicherheit, des Ausruhens, das in dem Besitz eines festen Stück Landes begründet ist. Dieser Wunsch nach der Rückkehr zur Scholle, den alle haben, die vom Landleben losgelöst sind, er spricht aus dem Gedankten heraus, daß dieser Krieg unter debattant Band einmal vermehren könnte, eine Vermehrung, die natürlich den rechten Parteien Anhänger zuführen würde, den linken sie rauben könnte.

Der Wunsch nach mehr Land hat ja gar nichts mit dem Kriege zu tun; schließlich ist seine Erfüllung nicht einmal von dem Erlöse des Krieges abhängig, denn wenn wir, um uns unter dem Schweigewillen der Regierung zu beugen, mit unseren Wänschen innerhalb der Grenzen unseres heutigen Deutschlands bleiben, so finden wir eine ausreichende Menge Landes, um noch Zehntausende von grundbesitzenden Familien zu schaffen. Die Notwendigkeit, alle uns zur Verfügung stehende Land aberwirtschaftlich bis auf die letzte Aue zu nutzen, wird nach diesem Kriege niemand mehr bestreiten. Hätten wir die Zehntausende von Quadratkilometern, die jetzt im Deutschen Reich noch brach liegen und logenamtens Weidland darstellen, rechtzeitig bewirtschaftet, dann hätte der Gedanke an eine mögliche Hungersnot Deutschlands nicht einmal bei unseren Feinden auftauchen können. Dann würden wir das zu unserer Ernährung notwendige Korn im Lande selbst gebaut haben, und schon aus diesem Kriege erheint der Wunsch, nach dem Kriege unter Ackerland sich ausdehnen zu sehen, als ein voll berechtigt. Es gehört ganz einfach mit zu den Fragen der Wohlstandigung für einen künftigen Krieg, — und mit einem solchen müssen wir rechnen, selbst wenn wir noch so große Optimisten sind, — daß wir uns selbst erhalten können. Wie sehr haben wir darum an Ackerland zu denken.

Das ergibt sich aber noch aus anderen Gründen. Da ist zunächst einmal die Tatsache, daß wir schon heute, und in sehr verstärktem Maße nach dem Kriege, wenn die Verkehrswege wieder offen sind, eine Rückwanderung in sehr zahlreicher Deutscher aus dem Auslande erleben werden. Diese Tage voll Sach und Gefolgschaft, wie sie das Ausland allenthalten gezeigt hat, werden den Aufenthalt draußen selbst den wanderlustigsten Deutschen verleben; es werden nicht nur die zurückkehrenden, die in den letzten Jahren gewinnbringend hinausgegangen, es werden auch zahllose Landsleute wieder ins Deutsche Reich wandern, deren Vorfahren vor Jahrhunderten, ja vor Jahrhunderten über die Grenze gingen. Der Druck, der beispielsweise in Rußland auf alles ausgeübt wird, was deutscher Abstammung ist, der Zwang, dem sie unterliegen, ihre Scholle zu verlassen, drängt sie ganz von selbst in die alte Heimat ihrer Vorfahren zurück.

Für alle diese müssen wir Aufnahme schaffen. Unser Handel, unsere Industrie sind ja längst überfüllt. Die Zahl der Arbeitslosen in den Jahren vor dem Kriege stetig ständig. Sie wird nach dem Kriege in noch größerem Maße vorhanden sein, denn gar viele Industrien werden durch die Unmöglichkeit, den Auslandsbedarf wieder oder so schnell wieder aufzunehmen, eingeschränkt bleiben. Die durch diesen Krieg bedingten Verluste bedeuten doch nichts für den Statistik der Arbeitslosigkeit, denn nicht jene waren arbeitslos, die jetzt draußen im Felde stehen und für das Vaterland bluten, sondern jumeist die älteren, schwächeren Elemente. Ist doch einmal sehr richtig gefast worden, daß die Arbeitslosigkeit nur eine Ulferserscheinung ist. Wir werden nach diesem Kriege sehr viel mehr solcher Menschen im Deutschen Reich haben, und für diese muß Arbeit und Nahrung

geschaffen werden. Das ist nur möglich durch Vermehrung des besessenen Bodens.

Mit diesem Wunsch, die deutsche Landwirtschaft zu vermehren, steht die geistigste Erfahrung, daß ein zarter Agrarstaat stets untergegangen ist, nicht im Widerspruch. Das Unruhe, Vorkämpferdrängen im Nomadenleben, das sich in der heutigen Zeit in der Freizügigkeit des Handels und Gewerbes, im Wandertrieb aller nicht an die Scholle Gebundenen zeigt, hat ja auch für Deutschland seine große Bedeutung bewiesen. Wären wir nicht im Besitze einer mächtigen Anbauart, so würden wir diesen Krieg nicht ausstehen, aber wären wir gleichzeitig ein in diesem Krieg heimlich aufbehaltenes Volk, so würden wir ihn eben noch besser durchzuführen können. Wir müssen die beiden Seiten vereinen, um den Mittelweg zu finden, der diesmal wirklich einen goldenen bedeutet!

Bunte Zeitung.

Gabrieles Stimme aus den Wolken.

Aus Triest wird dem „E.M.“ geschrieben: „Sobald einmal drohte ihm seine chronische Peinigung von den Studien des römischen Kapitols himmelwärts zu tragen, ihm ist nun vor Begeisterung und Stiegengebäude die Erde richtig zu eng geworden, er hat, das Land der „Unerschlichen“ mit der Seele suchend, sich nun richtig zu den Wolken emporgehoben und eines Tages über Triest gekniet ... auf Italiens Fittigen!“

Triest, 7. Aug. Ueber der Stadt freit ein Flugzeug, ein italienisches. Alarm ... Wänschenwegwehretter ... der Flieger steigt höher. Da fällt etwas herab ... Bomben ... „Nein, unglückliches Volk“ ... es ist eine Botschaft aus den Wolken ... es ist Gabriele, Rentant Gabriele d'Annunzio, Italiens guter Geist, der Erlöser vom Kapitol! In einem Sandbäcken hat er all seine und Italiens Tränen gesammelt, alle die überquellenden Gefühle zusammengepreßt — er, Gabriele d'Annunzio! Und, hebe, an dem Sandbäcken hängt ein zierliches Pergament ... der Götliche hat es selbst geschrieben ... Gabriele d'Annunzio spricht zu „seinem“ Volk. — Die Bombe hat in der Tat durchschlagend gewirkt, sie haben die „Unerschlichen“ so erschallend gelacht! Die Botschaft hatte folgenden Wortlaut: „Mut, Ihr meine Brüder, Mut und Ausdauer! Euch zu befreien, kämpfen wir mit verhaltenem Atem. Im Trentino, in Cadore, in Garnis — kämpft ihr neu, es lobest, in Rom! Es gibt keine Macht der Feinde, die nicht an dem Mute der Unirigen zerbricht. Ueber ein kurzes ist der Korko erklümt! Ich finde es euch, ich schmerte es euch, Brüder, uns ist der Sieg gewiß! Und bald weht über dem Großen Arfenal, auf dem Hügel von San Giulio weht Italiens Tricolore. Mut und Ausdauer! Das Ende eurer Leidenzeit ist nahe, und die Morgenröte der Freude bricht an! Aus der Höhe, getragen von den Fittigen Italiens, die der wackere Giuseppe Miraglia schwingt, sende ich Euch zum Flände diese Botschaft — und mein Reich ... ich, Gabriele d'Annunzio!“

Im Himmel des Vaterlandes. August 1915.“ — D. wäre er oben geblieben ...

Was eine Division auslöst.

Welches ist die geringste Reichsmenge, die eine Division im Verlaufe eines Jahres verschört? Der „Temps“ antwortet auf diese Frage: Die Berechnung für eine im Kampfe stehende Division von 6 August 1914 bis zum 6. August 1915 hat ergeben, daß 3 000 775 Kilogramm Fleisch aller Sorten aufgebraucht wurden, die einen Geldwert von 4 970 559 Francs darstellen. Sterbet wurden 20 661 Kilogramm abgerechnet, die sich als unbrauchbar erwiesen. 19 555 Stück Vieh wurden geschlachtet. Die Häute wurden für 213 068 Francs verkauft.

Preis-Rätsel.

Röstellprung.

Es	ist	en	gen	von	den	al
chen	stern	lieb	schen	ten	vom	leg
ter	rau	zu	raum	li	die	vom
ges	ein	um	schen	chen	und	bei

Auflösung des Buchstabenkreuzrätsels aus Nr. 36:

E
v
a
b
i
s
t
S
t
e
i
n
m
e
t
z
V
i
o
n
v
i
l
l
e
B
a
z
e
l
l
e
s
B
l
e
i
R
e
h

Auflösung des Bildarrätsels:

Nur kleine Seelen regen sich.

Nichtige Lösungen fanden rechtzeitig ein:
Aus Halle: Fris und Kurt Eise, Fris Buchsmann, Wills Hennide, Hans Sers, Gustav Grundie, W. Jahn, Elisabeth und Gertrud Lewin, E. u. Dag Schade, Adolf Seuffert, Emmy Gemmler, Hans Röhsch, Fris Gerlach, Hans Stüwe, Gertrud Kretzmann, E. Meisel, Elisabeth u. Rudolf Dömel, Wilhelm Sommer, Werner Krüsen, Heinrich Sid, Ernst Juchod, Fris Küster, Frau M. Krid, Helmut Friedrich.

Auswärtige: Eva Winter-Kautzlin, Walter Hübnere, Stanke, Albert Kopsch-Cobura, K. Tschob-Staßfurt, Carlotta Wöhrle-Glenburg.

Preise erhielten Fris und Kurt Eise, Fris und W. Jahn, Elisabeth und Gertrud Lewin, E. u. Dag Schade, Adolf Seuffert, Emmy Gemmler, Hans Röhsch, Fris Gerlach, Hans Stüwe, Gertrud Kretzmann, E. Meisel, Elisabeth u. Rudolf Dömel, Wilhelm Sommer, Werner Krüsen, Heinrich Sid, Ernst Juchod, Fris Küster, Frau M. Krid, Helmut Friedrich.

„Der Oberhof“ aus I m m e r m a n n s „Münchhausen“. Rätselösungen müssen, wenn sie Blättigkeit haben sollen, am spätesten Donnerstag mittags in unserer Druckerei abgelesen werden, die Aufschicht „Rästelösungen“ tragen und mit genauer Adresse zu versehen.